



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Adolf: Goethe und Rochlitz : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ein stolzes, aber wahres Wort, welches der verdiente erste Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Adolf Kröner, nach erfochtenem Siege in Frankfurt sprach, möge hier zum Schluß eine Stelle finden: „Mir ist keine einzige Korporation bekannt, die bis jetzt im Erwerbsleben das Prinzip aufgestellt hätte: es ist unmoralisch oder wenigstens — vielleicht ist das Wort zu stark — es ist nur derjenige Erwerb ein berechtigter, der so betrieben wird, daß jeder Konkurrent dabei bestehen kann. Im allgemeinen kämpfen wir jetzt beständig einen Kampf aller gegen alle, und wir haben im Buchhandel, glaube ich, zum ersten male das Prinzip aufgestellt: Nur das darf sein, was der Gesamtheit nützt.“

Göttingen.

W. Ruprecht.



## Goethe und Rochlitz.

Von Adolf Stern.

(Schluß.)



Das Gesamtgastspiel (wie man heute sagen würde) der weimarischen Hofschauspieler im Stadttheater zu Leipzig im Jahre 1807 rückte Goethe und Rochlitz einander näher, die einsichtigen Berichte, die Rochlitz über die Gesamtwirkung und die Leistungen der einzelnen Schauspieler erstattete, erhöhten Goethes Achtung vor dem feinen Kunstsinne, wie vor dem persönlichen Charakter des Schriftstellers. In die nächstfolgende Zeit fällt die Bearbeitung der „Antigone“ des Sophokles, welche Rochlitz auf eignen Antrieb begonnen hatte und auf Zureden Goethes vollendete, die Aufführung dieser Bearbeitung im Hoftheater zu Weimar am 30. Januar 1809 und der Dienst, welchen Goethe Rochlitz in Bezug auf seine in demselben Jahre erfolgende Heirat leistete. Am 16. Juli hatte sich Rochlitz mit der bescheidenen Anfrage an Goethe gewendet, ob es nicht möglich sei, von seiten des weimarischen Hofes eine Rangeshöhung zu erhalten. „Besondere Verhältnisse, in welchen ich mich eben befinde, ohne jetzt noch weiter darüber sprechen zu dürfen, machen es mir bedeutend, zu der mir längst gegönnten Ehre, von andern ein Rat Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar genannt zu werden, noch einen Zusatz etwa von einer Silbe wenigstens in petto zu haben. Dürfte ich wohl ohne anzustoßen oder doch eine Fehlbite zu thun, darum ansuchen? und auf welchem Wege müßte ich es?“ (Wiedermann 39).

Schon am 20. und 21. Juli antwortete Goethe, der nach Schillers Wort „seine Existenz wohlthätig kund machte, wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben,“ dem etwas zaghaften Bittsteller: „Was die andre Angelegenheit betrifft, so bin ich vielleicht imstande, in kurzer Zeit deshalb etwas angenehmes zu melden. Sie brauchen keine weitem Schritte zu thun,“ und setzt in einer Nachschrift hinzu: „Vorstehendes war geschrieben und gestiegelt, als ich das Dekret aus der Geheimen Kanzley erhalte. Serenissimus haben es mit Vergnügen unterzeichnet. Ich wünsche, daß es Sie erfreuen und Ihnen förderlich sein möge.“

Der neue herzoglich weimarische Hofrat warb in diesem kriegerisch bewegten Sommer und Herbst erneut um eine Jugendgeliebte, auf deren Hand er seiner Zeit mit bitterm Schmerz verzichtet hatte, die seit einigen Monaten Witwe und jetzt entschlossen war, unbekümmert um die Einreden ihrer patrizischen Familie, Rochlitzens Frau zu werden. Am 4. Oktober 1809 konnte Rochlitz seinem Gönner in Weimar melden: „Endlich, so kann ich es mir selbst nicht versagen, Ihnen zu melden, daß eine der geehrtesten, edelsten, in jedem Betracht trefflichsten Frauen es übernommen hat, mich in dem Reste meines Lebens für das zu belohnen, was ich für ihr Geschlecht gethan und getragen habe. Sie war meine erste tief eingehende Jugendliebe, blieb immer der Gegenstand meiner geheimen Verehrung und will nun die Gefährtin meiner Tage werden. Vielleicht ist Ihnen selbst die ehemalige Henriette Hansen, nachherige Frau des verstorbenen Bankiers Daniel Winkler in Leipzig, nicht unbekannt. Ihre gütige Teilnahme an mir läßt mich hoffen, daß Sie auch diese glückliche Wendung meines Geschickes nicht ungern vernehmen werden.“ (Biedermann 44). Etwas mehr über diesen ergreifenden Roman seines Lebens teilte Rochlitz dem Dresdner Freunde mit, welcher nun nicht mehr zwischen ihm und Goethe stand, aber die alte Teilnahme und die alte, nicht leicht zu ersättigende Neugier bewahrt hatte. An Böttiger schrieb er: „Meine erste Liebe — was natürlich wirklich diesen Namen verdiente — war auf nichts Geringeres gerichtet, als auf das Schönste, Liebenswerteste, Gebildetste, was damals Leipzig hatte, und ohngeachtet hier Hoffnung Unsinn gewesen wäre und ich dies vollkommen erkannte, darum auch nie eine größere Annäherung suchte, als die erste der Horazischen fünf: so ging mirs doch unbeschreiblich tief ein. Ich floh Leipzig, und Entfernung, neue Lebensweise, Zeit und vor allem, daß meine Verehrte sehr früh und nicht glücklich verheiratet wurde, machte sie mir zur Heiligen, deren Bild allmählich in den Hintergrund der Seele trat, doch nie ganz aus ihr verschwand. Daß eine beträchtlich spätere zweite Wahl (Therese aus dem Winkel) unglücklich war, eine dritte durch den Tod getrennt ward, wissen Sie, von da war mirs aber nie mehr Ernst, und selbst wenn ich mich überreden wollte, es sei Ernst, fühlte ich das heimlich Widersprechende in meinem Innern und trat aus Redlichkeit zurück. Jene Freundin hatte ich, seit sie verheiratet, bis angehenden letzten Herbst fast nie, in ihrem Hause wirklich nie und absichtlich nie gesehen. Von

Grenzboten IV. 1887.

da an machten besondere Verhältnisse, ungesucht, ja gegen meinen Willen — da ich nur zu gut fühlte, daß dies nun geistig so ausgebildete herrliche Wesen mich von neuem sehr zu beschäftigen anfange — es mir unvermeidlich, sie öfters zu sehen, doch stets in zahlreicher Gesellschaft, wo ich mich planmäßig sehr fern von ihr hielt. Ihr, wie ich später erst erfahren, geht es vollkommen ebenso. Nun, Schlag auf Schlag und wider alles Vermuten stirbt ihr Mann, stirbt meine Mutter, müssen wir (gegen Absicht und Willen) einander öfters sehen, und so sind wir eins, ohne Zuthun, mit Widerstreben gegen die schöne Absicht des Geschicks, bis dies endlich nicht mehr gelingen will und wir zu empfangen wagen, was der Himmel selbst uns bereitet hatte. Meine nicht schwärmerisch ausgeputzte, sondern besonnen gewürdigte Glückseligkeit mag ich nicht zu schildern versuchen: aber ganz ruhig sei es gestanden, daß ich nie auf solche gehofft, ja sie zu wünschen mir nicht verstattet habe.“

Begreiflich genug waren bei dieser Heirat, welche Rochlitzens ganze Lebensstellung änderte und der Achtung und Geltung, die er durch Talent, Leistungen, umfassende Bildung und persönliche Liebenswürdigkeit längst erworben hatte, die Geltung hinzufügte, die einer glücklichen und unabhängigen Lebenslage immer zu Theil zu werden pflegt, allerhand Widerstände zu bekämpfen und zu besiegen. „Geldmänner und Brunkfrauen unter der Verwandtschaft“ konnten sich schwer in den Entschluß der Frau Henriette Winkler finden, dem Unabänderlichen fügten sie sich jedoch. Am 23. Februar 1810 ward die Hochzeit des Paares gefeiert, und alle Hoffnungen, welche es vom künftigen Glücke gehegt hatte, sollten sich reich erfüllen. Freilich gingen Rochlitz und seine Gattin schon in den ersten Jahren ihrer Verbindung schweren Erlebnissen entgegen. Man braucht sich nur die Zeit ihrer Heirat zu vergegenwärtigen. Er, der 1807 geseufzt hatte (ungedruckter Brief an Böttiger): „Nur in würdiger Ruhe kann ich glücklich sein, wie nur auf würdig Ruhende glücklich wirken. Warum starb ich nicht mit Huber und Schiller!“ der jetzt auch noch für manchen ihm ans Herz gewachsenen Besitz zittern mußte, er sah mit schwerer Sorge nach dem kaum geschlossenen Frieden von 1809 neue dunkle Unwetter heraufziehen. Die Jahre 1812, in denen sich halb Europa nach Rußland, und 1813, in denen sich halb Asien nach Deutschland ergoß, erschütterten den Mann, dessen ganzes Wirken und Wollen auf eine andre Zeit gestellt war, aufs tiefste. Aber die ungeheuern Erlebnisse stählten ihn zugleich, er bestand namentlich die Leidensmonate vom April bis zum Dezember 1813 mit rühmlicher Festigkeit und mit aller Hingebung an die Interessen seiner bedrohten und hart getroffenen Mitbürger. Als das Elend Leipzigs in den nächsten Wochen nach der Völkerschlacht seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, als Rochlitz fühlte, daß er, um weiterhin raten, geben, thätig sein zu können, erst einmal selbst Atem schöpfen, „einige Ruhe und milder erquickende Eindrücke“ auffuchen und gewinnen müsse, da richteten sich seine Blicke nach dem geliebten Weimar, da hoffte er, mit allem

Recht, wie sich zeigte, im persönlichen Verkehr mit Goethe diese Ruhe und diese Eindrücke zu finden. Nach einem dreiwöchentlichen, aber ihm zeitlebens unvergeßlichen Aufenthalt in der Kunststadt, wo ihm Goethe, der Rochlitz jetzt auch menschlich immer näher rückte, köstliche Tage bereitet hatte, durfte er von Leipzig aus an Goethe schreiben: „Ew. Exzellenz sage ich nochmals von Grund des Herzens Dank für alle die viele Güte, die Sie mir und den Meinen in Weimar bewiesen. Wahrlich, Sie haben mich recht eigentlich erquickt, meinen gebeugten Sinn neu gehoben, mich für Leiden und Wirksamkeit, wie sie mich hier erwarteten, gestärkt und mir für den ganzen Rest meines Lebens viele überaus schöne Erinnerungen gegeben. Das Schicksal hat mich mit manchem großen Manne zusammengebracht: aber nie — nie hat einer auf mich eine Wirkung gemacht, die sich, ich will noch gar nicht sagen im Grade, sondern auch nur in der Gattung, mit der vergleichen ließ, welche ich durch Sie empfunden. Sage ich Ihnen da etwas Alltägliches, das wohl hunderte schon Ihnen gestanden haben, so lassen Sie mir es zu, weil es mir wohlthut und ich es ja mehr vom Herzen los als gesagt haben will. Möge nur ich durch dies Beisammensein nicht bei Ihnen verloren haben. Ich kam so geschwächt an Geist und Körper zu Ihnen; ich war der Freude so entwöhnt, daß ich mich in ihr, wie in einem guten, aber neuen Rocke, nicht frei bewegen konnte. Wie dem aber auch sei, eins bleibt gewiß: so lange ich lebe, gehöre ich in einem Sinne Ihnen an, wie nur irgend einer; und wollten Sie auch, daß ichs Ihnen nicht einmal mehr merken ließ: es bliebe doch so!“ (Wiedermann 59.) Herzlich und warm, auch eigenhändig und das beliebte Diktiren beiseite lassend, antwortet der Zeus von Weimar: „Erhalte Sie Ihr guter Geist über der Woge des Augenblicks, gedenken Sie meiner in Liebe und bleiben Sie überzeugt, daß ich Ihre schöne Persönlichkeit rein zu schätzen weiß“ (Wiedermann 60).

Und nun, als mit dem Frühling 1814 der erste Lenz aufging, dessen man sich seit langer, langer Zeit einmal wieder erfreuen konnte, als vollends seit 1816 der gesicherte, von keiner Seite her mehr bedrohte Friede das geistige Leben, den künstlerischen und literarischen Genuß gleichsam wieder in seine verloren gewesenen Rechte einsetzte, nun giebt sich auch Rochlitz sowohl seinen eignen Arbeiten, wie der eifrigen Vertretung und Verbreitung dessen hin, was außer allem Vergleich mit dem stand, was er selbst vermochte. Man muß die beglückten, beinahe jauchzenden Briefe lesen, mit denen er noch vor dieser friedlichen Zeit die ersten Bücher von Goethes Selbstbiographie begrüßt hatte, muß Rochlitzens Kritik über das Werk (in der „Leipziger Literaturzeitung“ vom Februar 1812) mit andern Kritiken des unsterblichen Werkes vergleichen, muß sich die ganze unablässige, treue Verehrung und das einsichtige Verständnis vergegenwärtigen, die Rochlitz rein und warm bethätigte, um die Äußerungen Goethes, welche sich durch gewisse Briefe desselben zwischen 1812 und 1820 hindurchziehen, ganz zu verstehen. Wenn Goethe am 30. Januar 1812 (Wieder-

mann 54) schreibt: „Langmut ist nur dem zuzumuten, der sich bei Zeiten den *Dédain du Succès* angewöhnt hat, welchen die Frau von Staël in mir gefunden haben will. Wenn [sie] den augenblicklichen, leidenschaftlichen *succès* meint, so hat sie Recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgiltig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünschenswerter, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgiltigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat. In diesem Sinne machen Sie mir ein großes Geschenk durch Ihren Aufsatz, und bethätigen dadurch abermals die frühere, mir schon längst bewährte Freundschaft.“ Wenn Goethe am 18. April 1819 (Wiedermann 82) ausspricht: „Es ist der Mühe wert, gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemütern begleitet sieht und sah; es ist eine Lust zu sterben, wenn man solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen,“ so wird auch der Schwarzfichtigste hierin keine Komplimente, sondern Ausdruck von Empfindungen erkennen, zu denen der große Dichter gute Ursache hatte. Denn wie hoch auch Goethe stand, die Zahl derer, die sein großes Verdienst unwillig anerkannten, war selbst damals in seinem beglückten Greisenalter immer noch größer, als die Zahl derer, welche, wie Rochlitz, in den Kern der Dichterpersönlichkeit eindringen und den gewaltigen Kreis überschauten, zu welchem sich dieser Kern erweitert hatte. Die erprobte Zuverlässigkeit Rochlitzens erstreckte sich eben auf höhere und tiefere Dinge, als auf die geschäftlichen Angelegenheiten, mit denen Goethe den Leipziger Freund zuweilen betraute. Der Streichersche Flügel, welcher im letzten Jahrzehnt von Goethes Leben im Goethehause in Weimar stand und auf dem sich Hummel, Maria Szymanowska und Felix Mendelssohn-Bartholdy hören ließen, ward durch Rochlitz bei C. F. Peters in Leipzig ausgesucht; die Verhandlungen mit der Weygandtschen Buchhandlung wegen der Neuausgabe des „*Werther*“ von 1824 gingen durch Rochlitzens Hand. Aber dies alles geschieht doch nur nebenbei (obschon Rochlitz natürlich jeder Dienst Freude macht, den er Goethe leisten kann), die Hauptsache bleibt der geistige Verkehr, der immer vielseitiger und bedeutender wird.

Von besondrer Bedeutung erscheinen hier die Briefe, die an die bekannten Aufsätze in Kunst und Altertum gegen die römisch-deutsche Malerschule anknüpften und in denen die innere Übereinstimmung des Leipziger Kunstfreundes mit Goethes Grundanschauungen und zugleich die äußere Unabhängigkeit von gewissen Überlieferungen und Zufälligkeiten der W. R. F. (Weimarer Kunstfreunde) entschieden hervortritt. Mit Goethe und dem Kunstmeyer teilte Rochlitz die tiefste Abneigung gegen die katholisirende, von dem Schlegelschen Kreise in Wien inspirirte Pseudoromantik der jungen deutschen Maler in Rom, mit Goethe und seinen Freunden von der freien Zeichenschule in Weimar war

er geneigt, streitbar gegen alles Nazarenertum, allen künstlich künstlerischen Archaismus, gegen die Verachtung des Naturstudiums aufzutreten. Aber zugleich wußte er auch, daß es nicht frommen und fruchten könne, die Jugend auf jene falsch antikisirende Kunst- und Malweise zurückzuweisen, deren Vertreter Mengs, Füger, Maron, Bury, Tischbein, Unterberger gewesen waren und an denen in der Hauptsache Goethes Freund, der Kunstmeyer, festhielt. Entschlossen spricht es daher Rochlitz in seinem Briefe vom 21. Mai 1817 (Biedermann 70) aus, daß Goethe „das Läßliche, ja Treffliche im Sinn und Willen und Vermögen der Bessern jener Verirrten zu einem schönen Zweck führen“ möge, er ahnt, daß die bloße Negation, wie sie Meyer genügte, nichts fördern könne. „Denn — alles andre unerwähnt — haben die Bessern jener Altneuen nicht und zum Teil in bewundernswürdiger Tüchtigkeit erreicht, was in den glänzendsten Zeiten der Kunst Italiens, Niederlands und Deutschlands die Schüler — zu erreichen angehalten wurden, und was später zum großen Nachteil der Kunst von der Jugend nicht mehr erlangt werden konnte? Und sind sie, eben jene Bessern, nicht noch jung, fähig, rüstig, geistig gestimmt? Und sollte nun, da Liebe zur Kunst und Begünstigung derselben unter so vielen Liebhabern, vornehmlich in Deutschland, wieder aufgekommen und mithin Ermunterung, Gelegenheit, selbst Ruhm und Lohn wackere Künstler erwartet, auch im ganzen ein gewisses Streben nach Erlernen und ein Verachten nichtigen Tandes im Leben mehr, als seit hundert Jahren in der Nation herrschend geworden . . . sollte da diesen jugendlichen Talenten nicht auch im höheren und reineren Sinne des Wortes »der Geist« in Frischeit und Eigentümlichkeit nahen, wenn auch erst ihre Köpfe frei gemacht, der Sinn im allgemeinen aufgeschlossen und Kopf und Sinn mit dem Auge und der Hand zugleich der Natur, der Wahrheit, dem Leben in ihrer Fülle, Bedeutung und Anmut wieder zugewendet sind?“

Aus dieser Anschauung heraus wirkt Rochlitz, indem er mitteilt, was er von der römisch-deutschen Malerschule, ihren unmittelbaren Gliedern und ihren jugendlichen Anhängern, in Erfahrung gebracht hat, für die notwendigen Unterscheidungen. Der Kunstmeyer war geneigt, unterschiedslos die ganze Jugend zu verurteilen. Rochlitz, indem er nach seiner Weise (in den Briefen vom 21. Juni, 10. Juli 1817; Biedermann 73 und 76) die Geschichte der neudeutsch altdeutschen Malerei erzählt, ist bemüht, den Wert und die Begabung selbst ihm unsympathischer Naturen, wie der beiden Olivier, sorgfältig hervorzuheben, er macht sich eine Freude daraus, seine engern Landsleute, die beiden Brüder Schnorr, dem Altmeister gleichsam vorzustellen, und sagt ausdrücklich, er kenne keine noch so jungen Künstler, von denen man sich so viel versprechen könnte, „zumal da sie auch einfache, kräftige, bescheidene, liebe gute Menschen sind,“ und selbst indem er die volle Schale seines Bornes über die Kasseler Gebrüder Niepenhausen ausgießt, verfehlt er nicht, sein Urteil mit den Worten einzu-

schranken, daß sie Männer „nicht ohne Kenntniß und Geschicklichkeit“ seien. Mit einem Worte, er ist eifrig bemüht, zwar den Feldzug von „Kunst und Altertum“ gegen das künstliche Mittelalter zu unterstützen, will aber alle lebensfähigen Keime vor dem Nordhauch lediglich abfälliger Kritik schützen. Die Weimarer Kunstfreunde setzten bekanntlich ihren Feldzug nicht fort, vielleicht daß Rochlitzens Mitteilungen einigen Anteil hieran hatten.

Das letzte Jahrzehnt, welches Goethe zu leben vergönnt war, begleitete Rochlitz mit unablässigem Anteil, mit jener, ich möchte sagen, produktiven Verehrung, an der allein dem großen schöpferischen Menschen gelegen sein kann. Rochlitz braucht, als er 1829 Goethe über die „Wanderjahre“ schreibt, einmal das Wort: „Und wenn ich in meinen Äußerungen das Werk bloß als für mich geschrieben betrachte: so entschuldige ich das auch nicht. Wenn doch nur jeder Leser mit jedem guten Buche es ebenso machte! es stünde dann um ihn selbst weit besser als gewöhnlich, und um den Autor auch nicht schlimm.“ Ein solcher „Leser“ durfte wahrlich ohne Überhebung Goethe zuzurufen: „Himmel, wie muß es Ihnen sein, Ihnen, in literarischer Wirksamkeit nach allen Seiten hinaus schon längst und immerfort dem Ersten in der Welt! Nun: genießen Sie es noch lange, ungetrübt, vollkräftig! Ich bekomme auch was davon und ein gut Teil, in freudiger Teilnahme nämlich!“

Daß Rochlitz aus dem immer vertraulicheren Verkehr mit dem Dichter und dem stets tieferen Eindringen in dessen gewaltige Lebensarbeit mehr als freudige Teilnahme davontrug, ward schon oben berührt. Im Jahre 1819 ergriff den Leipziger Schriftsteller, der 1813 und 1814 dem Lazaretttyphus, welcher seine Vaterstadt entvölkerte, siegreich getrotzt hatte, in guter und behaglicher Zeit ein heftiges Nervenfieber. Und als er vom Krankenlager wieder erstand, da schrieb er an Goethe jenen rührend zutrauensvollen Brief, in welchem er ihm Kunde von den Wandlungen und Entschlüssen gab, die seine Genesung und das Gefühl erneuter Lebenshoffnung in ihm geweckt hatten. Er gab es zu, daß seine persönliche Wirkung und Anregung auf zahlreiche Künstler das Beste sein möge, was er geleistet. Aber er fügte mit bescheidenem Selbstgefühl hinzu: „Ich habe für jene Kunst, welche nun einmal fast alles allgemeine Kunstvermögen in unsern Tagen absorbiert [die Musik natürlich], zuerst eine Literatur geschaffen, in das Chaos bewußtloser verworrener Bestrebungen reichbegabter Geister zuerst Gedanken und Ordnung und sichern Zweck bringen helfen, das ist denn auch was wert, wenigstens als zeitgemäß, als etwas, das besser zu machen kein andrer da war, als etwas auch, das mit unsäglicher Mühe und Beschwerde, ohne Dank und ohne Lohn zu stande gebracht worden. Endlich, ich habe geschrieben (gedichtet wage ich kaum zu sagen), viel geschrieben, bei weitem zu früh geschrieben, und dafür erst unverdienten Beifall und reichlichen Lohn, dann ungefähr gleich unverdiente Gleichgiltigkeit oder höchstens das zweideutige Ding gefunden, das die Franzosen Beifall der Achtung nennen. Nun

bin ich die lange Zeile meiner Hände durchlaufen und wirklich erschrocken vor ihrer Zahl und der Unbedeutendheit bei weitem der meisten, fast alles des Frühen. Allein bei anderm — würde es auch in einem Grundriß unsrer Literatur mehr der Gattung als des Stoffes oder der Form wegen sehr unterzuordnen sein —, bei diesem dürfte ich mir doch zugestehen, es verdiene aufbehalten zu werden und könne fernerhin nützen oder erfreuen. Dies nun sämtlich aus dem engen zwar, doch mir eignen und von der Natur angewiesenen Fach, dem breiten, stockenden Maß zu entziehen, es passend zusammenzustellen und besser zu formen: das wurde mein Vorsatz, an dessen Ausführung ich sogleich ging. In ländlicher Ruhe, unter selbstgepflanzten Bäumen arbeite ich täglich, stündlich, stets zweierlei im Auge: es wird dies dein Letztes in dieser Gattung; es soll den Besten, die dir das Geschick gegeben, wohlgefallen! Unter diesen nun aber sind Sie der erste“ (14. August 1819; Wiedermann 86). Die erste Frucht dieser Selbstkritik, dieser Zusammenfassung und dieses im fünfzigsten Jahre rühmlichen Jünglingseifers war das Buch „Für Freunde der Tonkunst.“ Es brachte Rochlitz einen Erfolg, von dem er in der Jugend eben nur geträumt hatte und den er als einen großen und nachhaltigen wohl empfinden mußte. Mit dem vollen Ernst seines Wesens schrieb er (15. Mai 1824) an Goethe: „Es ist nicht mein Verdienst, ich habe nur einmal das Pünktchen getroffen. Darum soll es mich auch nicht im Geringsten einbildisch oder ruhmredig, sondern nur für die Fortsetzung noch sorgfamer machen.“

Es ist leicht, aus der öden, aller wahrhaften Teilnahme an den Dingen, aller sachlichen Hingebung baren modernen Geschicklichkeit heraus eines Schriftstellers wie Rochlitz zu spotten. Die Feuilletonisten im Vollbesitz des Scheinreichtums von Phrasen und Schlagworten, von eingebildeter Welt- und Menschenkenntnis ahnen gar nicht, wie wenig ihnen im Grunde von alledem gehört und wie wenig mit diesem Vermögen auszurichten ist. Daß die Einfachheit, die Schmucklosigkeit der Rochlitzschen Bilder, Charakterschilderungen, der Dialoge, Abhandlungen, der Reiseblätter und selbst eines Teils der „veralteten“ Erzählungen viel Sinn, wahrhaften Gehalt, Erlebtes und Erfahrenes birgt, daß nur eine reife, unablässig geförderte und am Besten aller Kunst genährte Bildung zu dieser reichen Einfachheit durchdringen konnte, ist den geistreichen Feuilletonisten des Tages vollkommen unverständlich. Sie kümmern sich nicht darum, wie viel vergänglichlicher und rascher abgenutzt ihre nicht gewonnene, sondern aus Schopenhauer und Carlyle, aus Büchmanns Geflügelten Worten und alten Kladderadatschbänden erborgte, durch und durch hohle Geistreichigkeit sein wird. Auch nach dieser Richtung hin könnte die Veröffentlichung des Goethe-Rochlitzschen Briefwechsels sehr wertvoll und wirksam sein, indem er einmal zu genauer Untersuchung Anlaß gäbe, das Verhältnis der stilistischen Gewandtheit der „Blender“ in jedem Sinne zum wirklichen Inhalte von Schriftwerken etwas genauer zu prüfen. Doch wird man sich wohl hüten, darauf einzugehen, gedenkt

man doch überhaupt nur ehren- oder vielmehr schandehalber einer Erscheinung, welche in vergangne Tage und vergangne Stimmungen zurückweist.

Immerhin werden einzelne Kreise und einzelne Leser dem verdienten Herausgeber Dank wissen, daß er mit den Zeugnissen, die das Bild des Gewaltigen wieder einmal in neuer Beleuchtung zeigen, auch das Bild des verdienstvollen und liebenswürdigen Leipziger Schriftstellers heraufbeschworen hat, welcher noch weit über Goethes Lebenszeit hinaus fortgefahren hat, in seinem Sinne für Kunst, Künstler und künstlerische Bestrebungen zu wirken. Ein glücklicher Zufall hat eben auch an andrer Stelle an Rochlitzens Person und Wirksamkeit erinnert. Die Symphonie des neunzehnjährigen Richard Wagner, welche im Januar 1833 im Gewandhauskonzert zum erstenmale vorgeführt ward, hat Gelegenheit gegeben, einen Brief Wagners durch die Zeitungen wandern zu lassen, in welchem der Komponist dankbar bezeugt, daß es wesentlich dem Einfluß und der Einsicht des Hofrats Rochlitz zu danken war, des „würdigen alten Herrn, der die Sachen ernst zu nehmen pflegte,“ wenn sich seiner ersten größern Komposition die Pforten des Gewandhauses erschlossen. Angesichts solcher Thatfachen, die sich ver Hundertfachen ließen, gönnen vielleicht auch die Modernen dem wackern Rochlitz das Stück Unsterblichkeit, das er in Verbindung mit Goethe gewonnen hat.

Als Schlußwort, in welchem das Verhältnis von Rochlitz zu unserm großen Dichter uns noch einmal lebendig vor die Seele tritt, möge der Schluß des Briefes hier stehen, den Rochlitz (am 4. November 1825, Biedermann 115) zu Goethes fünfzigjährigem Jubiläum in Weimar (7. November 1825) an den Gefeierten und Geliebten richtete: „Wünschen kann man, wie mich dünkt, auch an solchem Tage Ihnen kaum etwas; obwohl sich viel. Der Kelch des Lebens, bis zum Rande mit dem Köstlichsten, was Menschen eignet, angefüllt, ward Ihnen gereicht; Sie wußten ihn zu fassen, seinen Inhalt zu würdigen und zu genießen; das thun Sie noch und werden es fürder thun; möge denn dieser Inhalt bis zum letzten Tropfen, an dem Sie noch bei weitem nicht sind, rein und klar, stärkend und erquickend sein! und mögen so spät, als irgend einer, Sie endlich heiter und würdevoll, andre bewegend, selbst unbewegt, gleich Ihrem König von Thule, nochmals Ihre Städt' im Reich zählen und nun den heiligen Becher hinunter in die Flut werfen! Mir soll es, so lange ich noch da bin, als eine der wenigen Erfahrungen des Lebens, die ganz ohne herben Beigeschmack sind, immerfort gegenwärtig bleiben, daß ich seit Süngrlingsjahren Sie, wie sonst keinen, vor Augen und im Herzen gehabt habe, unverrückt und auch von Ihnen mit Anteil bemerkt.“

